

## **Zwischenräume der Begeisterung. Über Leben im Übergang**

**Jubiläumsvortrag 25 Jahre Haus Nordhelle, 19.11.2005**

**Prof. Dr. Harald Schroeter-Wittke,**

Universität Paderborn, KW - Ev. Theol., 33095 Paderborn

Liebe silberne Jubilare, verehrte Festversammlung,

Ein Fest stellt fest und bringt uns doch in Bewegung. Ein Fest macht uns gewiss, dass das, was wir getan und gelebt haben, sinnvoll war, und macht gleichzeitig die Türen hoch und die Tore weit, damit wir wieder neu gestärkt weiter gehen kann. Ein Fest ist eine Schwelle von der Vergangenheit in die Zukunft, von etwas Unumstößlichen in etwas Ungewisses. Ein Fest ist ein Zwischenraum der Begeisterung. Und nur wenn es uns begeistern, sprich: berauschen kann, ist es lebensdienlich und keine geschlossene Gesellschaft, tote Zeremonie oder öde Fete. In einem Fest kommt das ganze Leben in seiner Ambivalenz zur Darstellung: von Psalm 22 über Psalm 23 bis hin zu Ps. 24.

25 Jahre sind für eine Bildungseinrichtung, die von nur vier Kirchenkreisen getragen wird, eine lange Zeit. Dies gilt besonders in einer Zeit, in der solche Einrichtungen allerorten von Spamaßnahmen betroffen sind. Haus Nordhelle hat sich hier bislang behaupten können und wir hoffen alle, dass mind. noch 25 Jahre dazu kommen. Da ist es gut, ein Fest zu feiern, auf dem man sich der Gründe vergewissert, warum die eigene Arbeit nicht nur gut ist, sondern auch gut tut. Mein Vortragstitel enthält diesbezüglich zwei Thesen, die miteinander zusammenhängen:

1. Begeisterung entsteht in Zwischenräumen.
2. Leben geschieht in Übergängen.

Zu beiden Thesen gesellt sich eine *conclusio*, eine Schlussfolgerung:  
Wenn beide Thesen stimmen, gehört und verstanden werden, steht auch nichts mehr im Weg für die Suche nach Wegen des Überlebens.

Ich beginne mit einem Galgenlied von Christian Morgenstern:

"Es war einmal ein Lattenzaun,  
mit Zwischenraum hindurchzuschauen.  
Ein Architekt, der dieses sah,  
stand eines Abends plötzlich da -  
und nahm den Zwischenraum heraus  
und baute draus ein großes Haus.  
Der Zaun indessen stand ganz dumm,  
mit Latten ohne was herum.  
Der Anblick gräßlich und gemein.  
Drum zog ihn der Senat auch ein.  
Der Architekt jedoch entfloh  
nach Afr- od- Ameriko."

Ohne Latten gäbe es keinen Zaun, ohne Zwischenräume aber auch nicht. Dann wäre der Zaun undurchlässige Wand, die das Drinnen vom Draußen, das Hüben vom Drüben ausschliesse. Durch den Zwischenraum gewinnen wir einen Durchblick nach drinnen wie nach draußen, nach hüben wie nach drüben. Durch die Latten aber werden wir unseres Raumes, unseres Standpunktes, unserer Position gewahr und gewiss. Der Zwischenraum lässt uns lünkern, so wie Kinder lünkern, wenn sie die Hand vors Gesicht halten. Natürlich ist es nicht ungefährlich, wenn man die Tür im Zaun unbedacht öffnet - so jedenfalls hat es der Großvater Peter eingeschärft. Doch Peter ist klüger als der Großvater denkt. Und so kann er mit List und Tücke und mit der Hilfe der anderen Tiere den bösen Wolf fangen.

Die Wahrnehmung des Zwischenraums als Notwendigkeit von Kreativität ist in allen Wissenschaften unbestritten. Überall wird der Cross-Over gefordert. Da ist es merkwürdig und sonderbar, dass fast alle öffentlichen Institutionen zur Zeit dabei sind, ihre institutionalisierten Zwischenräume aufzugeben, weil das Geld dafür fehle. Das verstehe,

wer will. Wirtschaftlich ist das nicht. Das sog. Wegrationalisieren von Nischen und Zwischenräumen wird jedenfalls nicht zu mehr Innovation führen. Ein rationeller Weg sähe anders aus.

Für die Kirche ist dies besonders tragisch, da sie sich mit der Verabschiedung solcher Zwischenräume und der vermeintlich gleichzeitigen Konzentration auf ihr sog. Eigentliches selbst weiter marginalisiert. Denn mit ihrem sog. Eigentlichen - was immer das sei - hält sie die Kontakte zu den zeitgenössischen Lebensformen immer weniger aufrecht. Ein Beispiel: Wenn von 9.000 Gemeindegliedern 200 ihr Presbyterium wählen, dann kann man nicht sagen, die Gemeinde habe ihr Presbyterium gewählt, sondern dann muss man sagen, die Gemeinde hat ihr Presbyterium ignoriert. Wenn die 200 aber diese 8.800, die fast den ganzen Laden immerhin finanzieren, mit ihren Bedürfnissen nicht zur Kenntnis nehmen, dann ist dies für mich zwar nachvollziehbar, aber dennoch unbegreiflich. Diese 8.800 Gemeindeglieder haben offenbar andere Bedürfnisse und Interessen als die 200. Und diese können sie offenbar in den zentralen Räumen einer Parochie nur wenig leben, sondern dafür brauchen sie Zwischenräume, die sie nicht festlegen, sondern die sie in aller Gastfreundschaft aufnehmen.

Diese Entwicklung ist eine, die schon mit der Reformation beginnt, die aber durch die Aufhebung des Kirchgangszwangs im 18. Jh. deutlich an Tempo dazu gewonnen hat. Seit dieser Zeit treten individuelle Religion, kirchliche Theologie und gesellschaftliche Lebensformen immer weiter auseinander. Ich möchte Ihnen dies anhand einer Person vortragen, deren 200. Geburtstag wir dieses Jahr feiern: Fanny Hensel, geb. Mendelssohn (1805-1847).

"Der überfüllte Saal gab einen Anblick wie eine Kirche, die tiefste Stille, die feierlichste Andacht herrschte in der Versammlung, man hörte nur einzelne unwillkürliche Aeusserungen des tieferregten Gefühls." Wie eine Kirche - mit liturgischen Worten beschreibt Fanny Hensel die von ihr initiierte Wiederaufführung der Bachschen Matthäuspasion durch ihren Bruder Felix in Berlin 1829. Ein Anblick wie eine Kirche - die christliche Religion transformiert sich. Sie wandert aus der Kirche aus und setzt sich einer Kultur aus, die nicht mehr dem Zwang zur kirchlichen Gestaltung von Religion z.B. als Kirchgangszwang unterliegt. Sie

geschieht nun auch im Konzertsaal und wird zu einem kulturellen Angebot unter vielen, zu einem Event. Sie muss nun persönlich ergreifen und ergriffen werden - Stichwort Erweckungsbewegung. Sie vermittelt sich nicht mehr traditionell und gewinnt daher zunehmend individuell Gestalt. Religion wird zur Geschmackssache, zum Sinn und Geschmack fürs Unendliche. Im Leben und Werk Fanny Hensels kommt diese Entwicklung, die für den Protestantismus der letzten 200 Jahre unhintergebar ist, zum Tragen.

Auf mehreren Ebenen steht sie mit ihrer Person und ihrem Werk für das ein, was bei anderen (noch) institutionell abgesichert werden kann. Das gilt für die mit 10 Jahren getaufte Jüdin, die sich in einem protestantischen Umfeld verorten muss, weshalb ihr natürlich auch gerade Johann Sebastian Bach so wichtig ist. Das gilt für die Frau, die als Komponistin und Musikerin gesellschaftlich einen schweren Stand hat. Obwohl sie als beste Pianistin Berlins gilt, hat sie nur einen Soloauftritt in der Öffentlichkeit des Konzertsaaes bei der Uraufführung des Klavierkonzertes ihres Bruders. Alle anderen Konzerte von ihr finden in der privaten Öffentlichkeit des Mendelssohnschen Hauses statt. Kaum eines ihrer Werke wird veröffentlicht. Die Forschung hat viele ihrer Werke erst in den letzten 20 Jahren entdeckt und ediert. Daher kann Fanny Hensels Musik auch als eine Kulturerscheinung unserer Zeit gelten.

Fanny Hensels Frömmigkeit begegnet z.B. in ihrem Klavierzyklus "Das Jahr". In 12 Charakterstücken vertont sie jeden Monat. Religion begegnet hier an einigen hervorgehobenen Stellen als Zitat und Gestaltung von Chorälen: Im Januar, im März und im Dezember. Diese sind nun nicht mehr für die Orgel, sondern für das Klavier komponiert. Auf derselben Ebene liegt es, dass dem Zyklus das bürgerliche Jahr und nicht wie etwa bei Bachs Kanatatenzyklen das Kirchenjahr zugrunde liegt. Das Schwergewicht der Religion liegt dabei auf der Inkarnation, der Geburt Jesu. Das christliche Hauptfest der Moderne ist nicht mehr Ostern, sondern Weihnachten. Ich erinnere hier nur an den bald anlaufenden Film Merry Christmas, der von dem Weihnachtswunder 1914 zwischen deutschen, französischen und schottischen Soldaten berichtet, die in den Schützengräben gemeinsam Weihnachten feiern. Die bürgerliche Weihnachtsfrömmigkeit der Moderne hat zu einer großen theologischen Gewichtung der Geburt geführt, die in der Volksfrömmigkeit die Bedeutung der Erlösung in Tod und Auferstehung

Jesu deutlich überflügelt.

Im Monat "Dezember" wird das Kinderlied Martin Luthers "Vom Himmel hoch, da komm ich her" breit entfaltet. Nach der aufregenden Zeit der Erwartung taucht es plötzlich aus dem Nichts auf und schwebt leise und zart wie eine Engelsmusik aus dem Himmel hernieder. Der Choral wird dann zu einem Wiegenlied transformiert und führt uns mit seinem triumphalen Schluss schließlich wieder in den Himmel zurück. Doch das Ganze hat - wie fast alles - ein Nachspiel, in dem noch einmal Passion als Leidenschaft erklingt: Der Eröffnungschors der Matthäuspassion wird zitiert, jeweils leise unterbrochen durch den Choral "Das alte Jahr vergangen ist". Dieser Choral wiederum ist in Bachscher Manier gesetzt. Doch nicht nur am Schluss dieses Zyklus begegnet der Choral als Zitat. Schon im 1. Stück "Januar" mit der Überschrift "Ein Traum" klingt "Vom Himmel hoch, da komm ich her" kurz an. Der Zyklus kommt von der Geburt her und zielt auf die Geburt aller Geburten. "Das Jahr" von Fanny Hensel ist ein Zwischenraum in jeglicher Hinsicht. Hier wird kirchliche Religion ins Private transformiert. Sie spielt sich glaubwürdig im Da : Zwischen ab. Ich trage Ihnen nun die Monate November und Dezember sowie das Nachspiel dazu vor.

*Da : Zwischen I (Hensel, HSW)*

Glück kommt von Lücke. Etwas, was ich nicht erwartet hatte, gelückt mir. Der Zwischenraum ist eine solche Lücke, durch die das Glück zu mir kommen kann. Wie kann es einem Menschen gelingen, nicht total dicht zu machen, sondern dem Glück eine Chance zu geben? Wie kann es gelingen, dass das Glück seine Lücke findet und nicht gegen die Wand läuft? Es kann gelingen, wenn wir dem Geist Gottes Raum geben, uns begeistern lassen und dem trauen, was uns in der Taufe verheißen wurde: Übergang statt Untergang. Vom alten Leben ins neue Leben, ohne dabei unterzugehen, obwohl wir dabei in den Tod Christi getaucht werden. Überall begegnet uns in der jüdisch-christlichen Religion dieses Übergangs-Motiv: Da ist das Paradies - leider nur übergangsweise. Da gibt es die Arche Noah, die Übergang statt Untergang organisiert. Da ist der Auszug Abrahams ins gelobte Land, in dem er zwar ankommt, aber nicht sesshaft wird. Da ist der Weiterzug Jakobs nach Ägypten, dann der Auszug aus Ägypten durchs Rote Meer, dann die 40 Jahre Wüstenwanderung und die ständige Sehnsucht nach den Fleischtöpfen

Ägyptens, schließlich der Durchzug durch den Jordan ins verheißene Land, das aber von anderen schon besiedelt war. Die Propheten sind es dann, die immer wieder darauf hinweisen, dass dieses Land dem Volk nicht gehört, sondern dass es ihm von Gott geliehen ist. Die Geschichte Israels ist voll von Übergängen, bis heute. Doch auch das Christentum ist eine Übergangsreligion. Jesus existiert als Wanderprediger in einer Radikalität übergangsweise, wie wir uns das nur schlecht vorstellen können: "Die Füchse haben Gruben, und die Vögel haben Nester, aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege." (Mt 8,20) Der Hebräerbrief bezeichnet die Christenheit als wanderndes Gottesvolk, und das junge Christentum überschreitet eine Kulturgrenze nach der anderen. Das Christentum ist eine Übersetzungsreligion. Ihr aramäisch sprechender Gründer Jesus wird in griechischer Sprache überliefert. Kurze Zeit später spricht ein Großteil der Christen kein Griechisch mehr, sondern nur noch Latein, so etwa Augustin. Überall, wo das Christentum hinkommt, geht es in eine andere Kultur über, wird es in eine andere Kultur übersetzt. Dabei geht natürlich immer auch etwas verloren und etwas Neues wird hinzugewonnen. Übersetzen heißt ja bekanntlich ÜB' Ersetzen! Übe den Übergang! Übergangsweise ist also keine Signatur, vor der wir Angst haben müssten, sie ist vielmehr ein Zeichen von Lebendigkeit. Genau deshalb brauchen wir Zwischenräume.

In solchen Zwischenräumen geschieht Bildung. Bildung ist ja eines dieser unübersetzbaren deutschen Worte. Es stammt aus der deutschen Mystik und meint zunächst Ein-Bildung. Während heute ja alle nach Ausbildung schreien und lechzen, kommt der alte Bildungsbegriff von der Einbildung und der Entbildung her. Erst wenn diese Prozesse verstanden wurden, lässt sich auch an Ausbildung denken. Denn Ausbildung setzt ein Subjekt voraus, das etwas Sinnvolles auszudrücken in der Lage ist. Dazu muss es eingebildet sein. Wir Menschen sind nach dem Bilde Gottes geschaffen, so die Mystiker. Gott hat sich uns eingebildet. Aber damit wir mit dieser Einbildung auch sachgerecht umgehen können, brauchen wir Entbildung. Wir müssen frei werden von den Bildern, die uns festlegen und fixieren. Entbildung kann auf zweifache Weise geschehen: Sie kann dadurch geschehen, dass man zur Ruhe kommt und versucht, leer zu werden. Dies ist ja das Konzept der ersten Mönche, der Eremiten. Und ihnen passierte es dann regelmäßig, dass sie sich einer solchen Vielzahl von Bildern ausgesetzt sahen, dass sie sich überrollt fühlten. Es ist ja nicht so, dass die Medien an der Bilderflut schuld wären, sondern dieser

Bilderflut sind schon die alten Mönche, die Einsiedler damals in Ägypten begegnet. Es sind Bilder, die wir in uns haben. Der Versuch der Entbildung führt zur Wahrnehmung dieser Vielfalt von Bildern. Dasselbe Ergebnis hat aber auch der andere Weg, der das alttestamentliche Bilderverbot nicht so umzusetzen versucht, dass wir uns kein Bild von Gott machen sollen, sondern dass wir uns viele Bilder von Gott machen sollen. Auch hier also die Vielfalt der Bilder, die wahrzunehmen einer Bildungsstätte gut zu Gesicht stehen.

Die Kunst des 20. Jh. hat diesen Prozess in aller Deutlichkeit sichtbar gemacht, nachdem ihr ihre Funktion der Abbildung durch andere Medien, wie z.B. Fotografie, abgenommen wurde. Und dabei geht es naturgemäß ans Eingemachte, was natürlich nicht immer von allen goutiert wird - das wäre ja auch noch komischer.

Ein solcher Weg lässt sich auch in dem Werk von Alexander Jokisch ausmachen. Auch hier begegnet Entbildung als eine Vielzahl von Bildern, die uns nichts zusagen, sondern etwas entsagen, indem sie auf Ungesehenes, vielleicht sogar auf Unsichtbares verweisen. In diesem Prozess, den man durchaus auch Meditation nennen könnte, können Begegnungen allererst wieder stattfinden. Deswegen hängen seine Bilder auch hier im Haus der Begegnung.

#### EntBildung und BeGeisterung (Impro)

Eine Bildungseinrichtung wie Haus Nordhelle muss als Zwischenraum der Begeisterung offen sein für verschiedene Frömmigkeitskulturen und Erfahrungen von Menschen mit der Kirche und Erwartungen von Menschen an die Kirche. Dabei sind die Erfahrungen der Menschen, die nichts mehr von der Kirche erwarten, weil sie sie für eine Institution der Vergangenheit halten, meist besonders bereichernd für den eigenen Glauben, aber auch für die Kirche insgesamt. In meiner Tätigkeit beim Kirchentag habe ich häufig sehr bereichernde Erfahrungen mit Menschen gemacht, die gar nicht mehr Mitglied einer Kirche waren, was sich meistens aber erst später herausstellte.

Eine Person, bei der ich solche Bereicherung und Begeisterung gelernt habe, ist der französische Komponist Claude Debussy, der mit seiner Kirche nicht mehr viel am Hut hatte - und mit Deutschland schon rein gar

nichts mehr. Für ihn existiert Kirche nur noch als Erinnerung, als versunkene Landschaft, als Sage. Im ersten Heft seiner *Préludes* komponiert er 1910 das *Prélude La Cathédrale engloutie* - die versunkene Kathedrale. Es ist also mehr ein Nachspiel denn ein Vorspiel. Debussy erlebte wie viele seiner Zeitgenossen kirchliche Tradition und Frömmigkeit nur noch als eine veraltete und vergangene. Der Kontakt mit der asiatischen Welt und seine Beschäftigung mit der nichtchristlichen Antike sowie Legenden und Mythen machen ihn zu einem synkretistischen Zeitgenossen. So stellt er mit seinen religiösen Kompositionen an das Christentum zwei große Anfragen:

1. Wo kommt bei uns Ekstase vor, wie wir sie z.B. bei der versunkenen Kathedrale in jenem einen Basston hören können, der das ganze Klanggebäude trägt?

2. Wo kommt bei uns die Stille, also das *Pendant* zur Ekstase, vor?

Die späte Musik Debussys ist eine Musik der Stille, so dass nicht nur die Kathedrale versinkt, sondern die Frage auftaucht, wohin sich unsere moderne Kultur überhaupt entwickelt? Debussys Musik ist eine Musik der Askese, der Entsagung, die uns sowohl in das Rauschen des Rausches als auch in das Rauschen der Stille führt. Camille Maudair beschreibt dies 1921 mit Bezug auf Debussy als *La Musique du Silence* so: "Sogar wenn es uns gelänge, die totale Stille zu erreichen, würden wir sie nicht wiedererkennen nach dem Bild, das wir uns davon machen. Einzig das Schweigen Gottes ist die Stille, aber die unsrige ist voller Geräusche." (Hirsbrunner, 189)

*La Cathédrale engloutie* bringt die Kathedrale der sagenhaften Stadt Ys zum Klingen. Ys liegt auf dem Grunde des Meeres in der bretonischen Bucht von Douarnenez. Die reiche Stadt Ys besaß Deiche, deren Schlüssel nur der König verwahrte. Als seine einzige Tochter eines Tages zur Geliebten des Teufels wird, überredet dieser sie dazu, den Deichschlüssel zu stehlen. In der Nacht öffnet er die Schleusentore, und die Stadt wird geflutet. Der König kann zwar noch flüchten, aber seine Tochter muss er den Fluten preis geben. Als Meerjungfrau lebt sie noch heute in der Stadt und läutet die Glocken der Kathedrale, wenn die See ganz still ist. Aber Ys wird wieder aus der Tiefe auferstehen, jedoch erst dann, wenn das nach seinem Vorbild erbaute Gegenstück - *Par-Ys* -

untergeht.

*Claude Debussy (1862-1918): La Cathedrale engloutie (1910): Préludes I, No. 10*

Kirchliche Bildungseinrichtungen sind nicht nur nützlich, sondern auch schön anzusehen. Ich halte dies für mit dem missionarischen Auftrag der Kirche voll kompatibel. Denn Mission lebt von der Verschwendung. Diesem Sachverhalt will ich abschließend mit 2 Sätzen nachdenken.

### 1. Es gibt keinen Missionsbefehl

Seit dem 19. Jh. steht der Schluss des Matthäusevangeliums in unseren Bibeln unter der unbiblischen Überschrift „Der Missionsbefehl“. In dem gesamten Textabschnitt Mt 28,16-20 gibt es aber nur einen einzigen Imperativ. Es handelt sich um die Aufforderung, alle Völker zu Jüngern zu machen. Sie sollen Schüler der Lehre Jesu werden. Die missionarische Eigenart dieser Lehre hat Henning Schröer auf den Begriff gebracht: „Die Lehre des Christseins besteht nicht in einer Lehre, die Christen haben, sondern in der sie sind.“ Weil und insofern wir in dieser Lehre sind, werden wir eine Ausstrahlungskraft entwickeln, die Menschen zu Jüngerinnen und Jüngern macht. Dieses „weil und insofern“ spiegelt sich im griechischen Text darin, dass alle anderen Missionstätigkeiten nicht als Imperativ, sondern als Partizip formuliert sind. Das betrifft sowohl das Taufen als auch das Lehren. Und das betrifft insbesondere die Aufforderung, sich auf den Weg zu den Menschen zu machen. Hingehend, vorübergehend, unterwegs macht zu Jüngern - so müsste man wörtlich übersetzen. Mission geschieht im Vorbeigehen, en passant - das ist der vom Missionsauftrag Jesu her angemessen Ton der Mission, der die Musik macht: Übergang statt Untergang. Die Kirche geht vorbei - in alle Welt. Dazu muss sie Loslassen üben. Also los!

Das alles hat mit freundlicher Aufforderung, aber nichts mit Befehlen zu tun. Ein Befehl kommt in militärischen, administrativen und mechanisch-technischen Zusammenhängen vor, also in den Zusammenhängen, die unsere Welt seit dem 19. Jh. so faszinierend und bedrohlich zugleich verändert haben. Weite Bereiche funktionieren nach dieser Logik. Eine ihrer Symbolfiguren heißt James Bond. Auch er hat eine Mission, interessanterweise aber eine geheime und keine öffentliche. Und er löst

sie so: Eindeutiger Auftrag - diffizile Technik. Dem Evangelium, das wir verkündigen, wird eine solche Mission jedoch in keinster Weise gerecht. Denn die Ausgangsbewegung missionarischen Handelns - Jesu Leben, Sterben und Auferweckung - kennt keine Befehlsstruktur. Auch ist sie nicht eindeutig, sondern deutlich und mehrdeutig. Wir haben das Evangelium nicht, und wir besitzen es nicht. Daher können wir auch nicht darüber verfügen oder es verwalten. Wir können es nicht instrumentalisieren oder operationalisieren. Mit technischen Tricks und Kniffs lässt sich dabei vielleicht manches an den Mann bringen, aber das wird dem Evangelium nicht gerecht, nicht nur weil schon die Sprache das patriarchale Verhaftetsein dieser Logik zeigt, sondern weil es sich beim Evangelium um eine Herzenssache handelt - und Herzenssachen lassen sich nun mal nicht befehlen. Sie sind überflüssig, reine Verschwendung. Das macht sie so reizvoll und lebendig. Es gibt keinen Missionsbefehl, wohl aber die Bevollmächtigung zum missionarischen Handeln, das Begeistertsein von Gott als dem Liebhaber des Lebens. Missionarisches Handeln wird uns nicht befohlen, sondern es ist uns anvertraut, anbefohlen - nach innen wie nach außen.

## 2. Missio Dei heißt Anteil haben an der Verschwendung Gottes.

Auf der 3. Vollversammlung des ÖRK in New Delhi 1961 hat sich die Einsicht Gehör verschafft, dass das Subjekt der Mission nicht die Kirche, nicht die Gemeinden und auch nicht die Christen sind. Subjekt der Mission ist Gott selbst. Wir Christen haben Anteil an dieser Missio Dei, die der Welt und ihrem Heil gilt. Wenn ich also von Mission als Verschwendung rede, so ist dies nur berechtigt, wenn Gott selbst ein Verschwender ist. Und in der Tat: Verschwendung ist ein Gottesprädikat. Verschenden und verschwinden hängen zusammen. Wer verschwendet, bringt dadurch, dass er sich verausgabt, etwas zum Verschwinden. Gott verschwendet sich selbst - als Schöpfer, dessen Schöpfung nur so strotzt von überflüssiger Verschwendungslust; - in seinem Sohn Jesus Christus bis zum Tode am Kreuz; - als Heiliger Geist in der Vielfalt der Charismen. Gott selbst verschwendet sich und bringt sich bis zur Unkenntlichkeit am Kreuz zum Verschwinden und nimmt damit nach abendländischer Lehre auch unsere Sünden auf sich und bringt sie zum Verschwinden. Gott ist vergeblich - umsonst ist die Gnade. Diese Ambivalenz der Reichhaltigkeit Gottes ist für uns Menschen oft nur schwer zu ertragen. Gott verschwendet sich dreifaltig. Aber wir sind

dieser Fülle nicht gewachsen und rezipieren sie einfältig. Wir nehmen sie wahr in unseren begrenzten Horizonten und Kulturen. Das ist auch nicht weiter schlimm, solange wir unsere Einfalt nicht für die einzig mögliche halten. In Gottes Haus nämlich sind viele Wohnungen (Joh 14,2).

Ein biblisches Beispiel für die Verschwendung Gottes ist das Gleichnis Jesu vom vierfachen Acker in Markus 4,3-9. So unwirtschaftlich wirtschaftet Gott, so sieht Gottes Heilsökonomie aus. Ich verfremde eine Frage von Heiner Geißler: Was würde McKinsey dazu sagen? Am besten nichts mehr auf den Weg, auf den Felsen und unter die Dornen säen, das spart Ressourcen. Aber, so frage ich zurück, wovon sollen dann die Vögel leben?

Missionarische Existenz ist verschwenderisch. Missionarisches Handeln bedeutet nicht den Rückzug auf vermeintlich Eigenes oder auf den fruchtbaren Boden. Das Säen ist Aufgabe der Kirche, weniger das Ernten. Zum Ernten bittet man den Herrn der Ernte um Arbeiter - die werden sich finden. Aber Säen - das ist erste Aufgabe der Kirche, auch wenn vieles dabei auf unfruchtbaren Boden fällt. Dabei ist nach Jesu Meinung das Unkraut nicht dazu da, dass es ausgejätet wird (Mt 13,24-30). Das missionarische Handeln der Kirche ist kein Unkrautvertilgungsmittel im Dienste amtskirchlicher Rasenpflege, an deren Ende das Schild steht: Betreten verboten!. Missionarisches Handeln ist kein Mittel zur Effektivitätssteigerung des Ertrags, sondern verschwenderisches Säen. Wer da kärglich sät, der wird auch kärglich ernten (2. Kor. 9,6).

Ich schließe mit einem Zitat von Hans-Martin Barth, der sich 1990 der Frage gestellt hat, ob Verschwendung eine theologische Kategorie sei. Sein letztes Kapitel lautet „Christliche Existenz“ heißt „aus dem Vollen schöpfen“. „Wird Verschwendung als theologische Kategorie entdeckt, so geht es in der christlichen Existenz nicht darum, die Mitte zwischen Geiz und Verschwendung zu finden - so die Option der römisch-katholischen Moraltheologie - oder auch das entsprechende Verantwortungsbewusstsein und die rechte Opferbereitschaft aufzubringen - so die Normalversion der evangelischen Ethik. Wenn Gott in verschwenderischer Fülle dreifaltig begegnet, dann heißt glauben: sich auf diese Fülle einlassen, sie in Anspruch nehmen und schließlich zu ihrem Medium für andere werden.“ Barth schließt seine Überlegungen mit einer auch missionspraktisch zu berücksichtigenden Einsicht: „Zur

Authentizität des Verschwendens gehört das Wissen um die eigene Begrenztheit und um den Wert dessen, was man verschenkt.

Die verschwenderische Fülle Gottes, der wir uns verdanken, wird deutlich in vielen Schöpfungspsalmen. Einen davon werden wir nun zum Abschluss performen:

*Ps. 19,2-7: Vom Stau zum Staunen.*